

In Memoriam

† Prof. Richard Gutzwiller: Der Mann, sein Wirken und seine Zeit.

Frankreich

Zur französischen Krise: I. Die beiden Wurzeln der französischen Nation: das römische Reich und die römische Kirche – Nicht die cartesianische Klarheit gibt den Ausschlag – II. Zur näheren Vorgeschichte: Nur ein Konstruktionsfehler der Verfassung? – Die Widerstandsbewegung – Das Militär – Die psychologischen Voraussetzungen in Algerien – Die Rede Clostermanns – de Gaulle und André Malraux, zwei meditative Charaktere – Das metapolitische Element in de Gaulle – III. Das «Wunder» von Algerien – Worin es bestand und wie es sich er-

klärt – de Gaulle und das religiöse Frankreich – Die «kleine Hoffnung».

Israel

Die Araber in Israel: Ihre Zahl und die Tendenz des Staates – 1. Ein Besuch im «Kleinen Dreieck» – Bei Fares Chamdan – Der Sprung vom 14. Jahrhundert in die Gegenwart – 2. Das Frauenproblem – Eine langsame Emanzipation – 3. Die Schwierigkeiten der Jugend (Ausführungen von Abdul Azizi Zu'bi) – Warum flüchtet die Jugend in die Nachbarstaaten – Keine Entfaltungsmöglichkeiten – Die Schuld auf beiden Seiten – Aussichten.

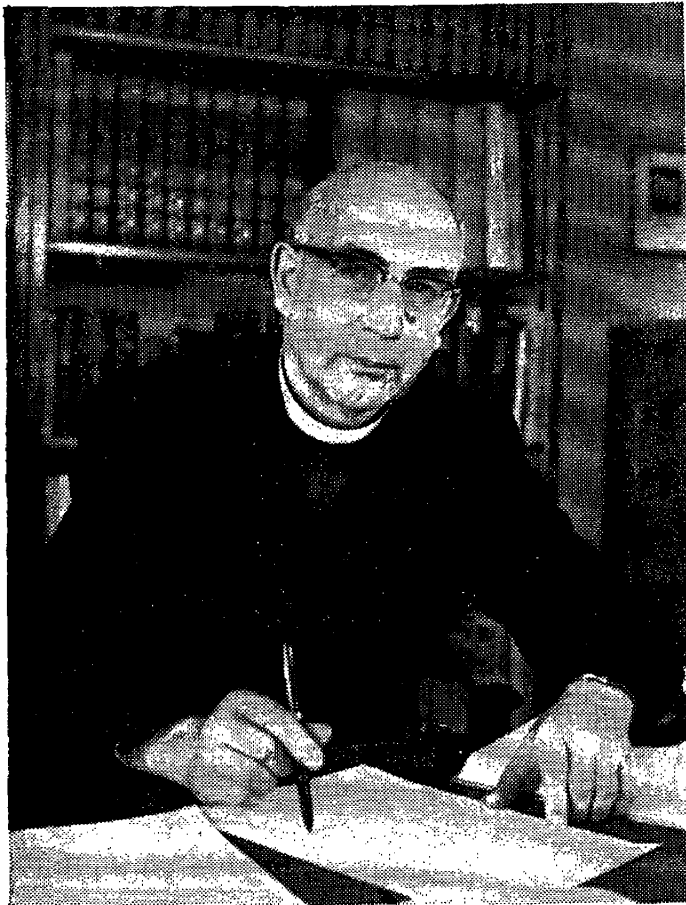
Venezuela

Zwischenakt oder Tor zur Freiheit? : 1. Vorgeschichte (1944–1957): Land und Leute – Pérez Jimenez war kein unfähiger Staatsmann – Gründe der Unzufriedenheit: überspannte Dik-

tatur, Einwanderung von Italienern und Portugiesen, Korruption in der Verwaltung, praktisch vernachlässigtes Erziehungswesen – 2. Der Aufstand: Die Scheinabstimmung Dezember 1957 – Studentunruhen Januar 1958 – Der Generalstreik und die Erhebung – Der Unterschied dieser Revolution von den sonst in Südamerika üblichen – 3. Das Interregnum bis heute: Die Parteien: unklare Lage bei der Acción Democrática – die christlich-soziale Bewegung (COPEI) – ihre geringen Chancen – die Linksliberalen (URD) – die Kommunisten – der Waffenstillstand der Parteien – 4. Aussichten für die Zukunft: Demokratischer Frühling oder Szenenwechsel zu neuer Diktatur? – Die Ereignisse um Nixon als Prüfstein – Hat Larrazabal die notwendige feste Hand? – Mit Mitleid allein kann nicht regiert werden – Ob Venezuela ein allgemeines Wahlrecht schon ertragen kann?

† P. Richard Gutzwiller

(26. Mai 1896 – 29. Mai 1958)



Es war Ende April 1928 in Zürich. Im «Club Felix», einer Vereinigung katholischer Akademiker und Kaufleute, hatte die Vorsteherschaft den monatlichen Diskussionsabend über ein brennendes Thema angesetzt, an dem sich die Geister entzünden sollten. Als Referent stand der Name eines homo novus auf der Einladung. Alte Basler Familie, die zweifellos Gutes versprach. Wie aber würde ihr Sproß debütieren im kritischen Kreis, der es keinem Redner leicht zu machen pflegte? Nun, das scharfe Profil, der beobachtende Blick und der sarkastische Zug verrieten, daß sich der «Anfänger» offenbar sicher fühlte. Und wirklich: Er sprach Satz für Satz mit bezwingender Logik und so vollendet, als ob es langer Übung gemäß gewesen wäre. Die vorbereiteten Notizen konsultierte er überhaupt nicht, wich keiner heiklen Problemstellung aus, wagte selbst kühne Fragen und nahm die treffsichere Antwort vorweg. All dies war neu im Kreis, zumal aus dem Munde eines jungen Mannes, von dem es hieß, er habe eben seine Ausbildung abgeschlossen. Kein Wunder, daß die gewiegtsten Debatter versagten und für einmal die Diskussion mit einem Monolog zu Ende ging.

Also stellte sich P. Richard Gutzwiller vor und eröffnete seine dreißigjährige Tätigkeit als Studenten- und Altakademikerseelsorger, als Kanzel- und Vortragsredner, als Schriftsteller, Wissenschaftler und akademischer Lehrer, als Berater und Helfer in den Nöten des Lebens. Er war am 26. Mai 1896 in Basel zur Welt gekommen – «guter Jahrgang», versicherte er Altersgenossen. Mit neun Geschwistern wuchs er auf. Zwei Knaben wurden Priester, zwei Mädchen Ordensfrauen. Nach der Matura am Basler Gymnasium trat er 1915 in s'Heerenberg (Holland) in die Gesellschaft Jesu ein. Das Philosophiestudium absolvierte er in Oudenbosch und Valkenburg (Holland), seine Jahre als

Präfekt an der Stella Matutina in Feldkirch, sein Theologiestudium in Valkenburg und Enghien (Belgien). 1926 empfing er in Innsbruck die Priesterweihe; sein letztes Probejahr verbrachte er in St. Andrae (Österreich). Diese reguläre Schulung der Jünger des Hl. Ignatius brachte in P. Gutzwiller jenen Willen und jene Kraft zur Entfaltung, von denen sich sagen läßt, daß sie neben hoher Intelligenz und rascher Auffassungsgabe seine ebenso erstaunliche wie packende Lebensleistung erklären. Wille und Kraft aber waren bestimmt durch jenen männlichstarken Glauben an Christus, der ihn nur ein Ziel sehen ließ: Mehrung Seiner Herrschaft und deshalb Dienst an Seiner Kirche. In dieser Zielsetzung lag das Motiv für seinen Entschluß, Priester der Gesellschaft Jesu zu werden. Freunden pflegte er zu erklären, müßte er noch einmal wählen, er würde erneut in die Fußstapfen des Hl. Ignatius treten. Je schwieriger die Aufgabe und je steiniger der Boden, desto lauter rief es in seinem Herzen: ad maioram Dei gloriam. Er, dem wahrlich keine eiserne Gesundheit beschieden war, wurde härter und härter gegen sich selbst, je mehr er in die Jahre kam. «Noch etwas tun für den Herrn» wollte er auf dem Sterbebett. Wirklich, wer in völliger Verkennung dieses einmaligen Mannes wähnte, es ginge ihm um «Macht» seiner Kirche oder seines Ordens, der tat ihm bitter Unrecht. Wohl aber litt er, wenn in der Kirche Gottes Unvollkommenheiten oder Menschlichkeiten zutage traten. Und tief schmerzte ihn das Schicksal seines Ordens in der eigenen Heimat, für die er sich als prominenter Vertreter des geistigen Widerstandes in der gefährvollen Zeit des europäischen Totalitarismus eingesetzt hat.

Mut war ein hervorstechender Charakterzug P. Gutzwillers. «Deine Rede sei: ja, ja – nein, nein», dies Wort gilt ohne Abstrich auf ihn. Mutig nahm er auch zu aktuellen Fragen Stellung, selbst wenn er damit unbequem werden konnte. Er tat es der Wahrheit wegen und um seinem Herrn zu dienen. Deshalb eignete ihm ein Zug ins Große. Kleinkrämerei war ihm zuwider. Dazu kam, was Ludwig Schneller, sein allzu früh verstorbener Zürcher Freund, die «curiosité intellectuelle» nannte. P. Gutzwiller war eine geistig ungemein aufgeschlossene Persönlichkeit, die in ihren Konferenzreden und vor allem im kleinen Zirkel eine stupende Belesenheit verriet. Weit über sein engeres Fachgebiet erstreckten sich seine Interessen. Mag ihm das Musische gefehlt haben, so verfügte er um so mehr über die Fähigkeit, Richtungen und Strömungen in ihrem Wesen zu erfassen, Horizonte abzustecken, Fehlern auf den Grund zu gehen und in großen Kategorien zu denken. P. Gutzwiller gehörte zu den Menschen, für die das Rad der Welt nie stille steht. Deshalb war er stets präsent und wußte Stellung zu beziehen, wo und wann immer das katholische Wort fällig wurde. Dann aber sprach er in der Sprache der Zeit, nie abstrakt, in Begriffen und Schablonen, sondern in Formen, die dem heutigen Menschen wesensgemäß sind. Und so empfand ihn dieser Mensch als «modernern» Zeitgenossen, mit dem er sich verständigen konnte, ohne daß P. Gutzwiller je einen billigen Kompromiß geschlossen hätte. Dies erklärt den unvergleichlichen Wächter, der warnte und die Richtung wies, aber auch den Führer, der ein Gespür hatte für die Hintergründigkeiten der Zeit und deshalb auch für kommende Entwicklungen, der anspornte, und unter dessen sicherer Leitung zu arbeiten Freude und Genugtuung gab.

*

So gewann der Studentenseelsorger die akademische Jugend. Von seinem unvergeßlichen Vorgänger Prof. Paul de Chastonay eingeführt, hat er sich rasch Respekt und Gefolgschaft geschaffen. Zu seinen Weltanschauungskursen ging man lieber als zu den Vorlesungen der Fachkoryphäen. Er «zog», wie man sagte. Aber er war mehr als eine Sensation, die man gehört haben mußte, weil sie brillierte und die Säle füllte. Er schuf dem jungen Menschen das Weltbild, weil er seine Fragen, seine Zweifel und seine Schwierigkeiten kannte, ja verstand. Er moralisierte nicht und verdonnerte nicht, er appellierte an den

Verstand, was deshalb Erfolg haben mußte, weil sich Wissen mit jenem heiligen Ernst paarte, der sicherem Glauben entspringt. Gerade dies spürte der Student und war sich dessen vollends bewußt, wenn er dem von seinem Studentenseelsorger dargebrachten hl. Meßopfer beiwohnte. Dann wurde ihm gewiß, daß er das hl. Geheimnis mitfeiern durfte.

Nicht anders war sein Wirken unter den Altakademikern. Faktisch hat er schon seit 1928 diese Aufgaben besorgt. Nur konnte er seit 1947, da eine jüngere Kraft die Studentenseelsorge übernommen, sich intensiver anderen Verpflichtungen widmen. Zu ihnen gehörte die Betreuung der Altakademiker, denen er einen Großteil seiner Kraft geradezu verschenkte, nicht in Zürich allein, sondern auch in der übrigen Schweiz und weit darüber hinaus. Er wußte um die Bedeutung einer geistigen Elite, die keine Absonderung sein sollte – schon gar nicht in der schweizerischen Demokratie –, wohl aber Salz. Deshalb wurde er nicht müde, das Verantwortungsbewußtsein des Akademikers zu pflegen und ihm seinen Standort im kulturellen Bezirk seines Volkes zuzuweisen. Ein Greuel war ihm jene geistige Uninteressiertheit und satte Trägheit, die manchen ergreift, der in fetten Pfründen sitzt. Für das Sekuritätsstreben unserer Gegenwart hatte er kein Verständnis und forderte von dem, der seine Karriere macht, daß er nicht beiseite stehe. Wen aber die Mißhelligkeiten des Lebens heimsuchten, dem war er ein wahrer Freund. Manch einer fand bei ihm Hilfe, für sich und seine Familie. P. Gutzwiller wußte Wege, er, der für sich selbst nie sorgte. Und wie spendete er Rat! Es gab Tage, da er, der viel Beschäftigte, von telephonischen Anrufen heimgesucht und von Wartenden belagert wurde. Ein ungeschriebenes bleibendes Kapitel, das aber gestreift werden muß, weil es seine verborgene Arbeit wenigstens andeutet! Und dann die Diskussionen in kleinen und größeren Gemeinschaften! Wie oft steuerte er den wichtigsten Beitrag bei! Wenn er erschien, wußte man, das Gespräch würde nicht im Sande verlaufen. Und nie hat es geendet, ohne daß er eine Anregung gemacht oder eine Initiative gestartet hätte. Denn P. Gutzwiller war ein konstruktiver Kopf, der – so bemerkte ein Mitarbeiter – «bauen» wollte. So bildlich dies gemeint ist, so wenig darf übersehen werden, daß die Errichtung des Katholischen Akademikerhauses am Hirschengraben und der Erwerb des Studienhauses an der Scheideggstraße in Zürich seiner Initiative zu danken ist. Er dachte in Räumen, die Rahmen sein sollten, in denen gewirkt werden mußte. So versteht es sich auch, daß P. Gutzwiller ein unvergleichlicher Systematiker war, der Kategorien schuf. Und dies mit jenem seltenen Können, das auch schwierige Dinge einfach und überzeugend zum Ausdruck brachte. Damit aber kam er in hohem Maße dem Schweizer entgegen, der eine nüchterne und wenig spekulative Natur zu sein pflegt. Deshalb waren seine Vorträge, seine Konferenzen, seine Ansprachen von Akademikern gesucht, bot doch P. Gutzwiller gerade die Nahrung, die ihnen entsprach. Dasselbe ist in Mitteilungen aus Deutschland und Österreich bezeugt.

*

1952 wurde er Direktor des Apologetischen Instituts, womit er eine Arbeit übernahm, die ihm sozusagen auf den Leib zugeschnitten war, die Herausgabe und Leitung der Zeitschrift «Orientierung», sowie im Verein mit qualifizierten Mitarbeitern die Bewältigung all der Aufgaben, die mit den Zielen des Volksvereinsinstituts verbunden sind. Für diese Aufgaben wurde auf seine Anregung das Haus an der Scheideggstraße erworben und eingerichtet. Apologet war P. Gutzwiller aber nicht nur im Rahmen des Instituts, sondern wo und wann immer er sprach und schrieb: stets abgewogen und überlegt, entschieden und nie verletzend, womit sein Verhältnis zu den Protestanten berührt sein mag. Sein Sinnen und Trachten ging darauf aus, den Katholizismus aus der kulturellen Isolierung zu befreien, in der er auf weiten Strecken in seiner Heimat immer noch steht. Deshalb war für P. Gutzwiller das «katholische

Und» – z. B. «Der Christ und die Welt» – typisch. Aber schon seiner Veranlagung hätte jede Art Fanatismus widersprochen. Zu manchen Protestanten pflegte er persönliche Beziehungen. Vor der Theologie dieses und jenes ihrer Exponenten bekannte er hohe Achtung. Jedenfalls war er einer der besten katholischen Kenner ihres Schrifttums. Dabei litt er unter der Spaltung der Christen und gehörte sicher zu denen, die bei aller Standfestigkeit durch ihre persönliche Haltung dazu beitragen, daß sich das Klima bessert. Die Teilnahme nicht weniger Andersgläubiger am Requiem und an der Beisetzung P. Gutzwillers ist Zeugnis dafür, daß er verstanden wurde.

Seine großen Fähigkeiten kamen besonders in Bibelvorträgen und Bibelkursen für Priester, Theologiestudenten und Laien zur Geltung. Der Heiligen Schrift wandte er sich immer mehr zu. Erstaunlich ist allein schon das Maß physischer Anstrengungen, die er auf sich nahm, sprach er doch nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Österreich und in Deutschland. Von ihm darf gesagt sein, daß er die Bibel großen katholischen Kreisen wieder nahe brachte. Ja, für manchen wurden seine Vorträge zu Entdeckungen. Eine Lehrtätigkeit an einer schweizerischen Hochschule verunmöglichte die bekannten Verfassungsbestimmungen. Um so mehr ist es der Universität Innsbruck zu danken, daß er seit 1952 als Honorarprofessor über bibeltheologische Fragen Vorlesungen halten konnte, die sich eines ganz außergewöhnlichen Zuspruchs erfreuten. So bezeugte es der Dekan der Theologischen Fakultät am Grab des toten Dozenten. Seine Tätigkeit an der Tiroler Hochschule ließ ihn denn auch die Anstrengungen wöchentlicher Hin- und Rückreisen trotz eines kaum vorstellbaren Vollmaßes an Arbeit daheim nicht scheuen.

P. Gutzwiller war einer der ganz großen Redner, die aus der katholischen Schweiz hervorgegangen sind. Er hatte seinen kaum nachahmbaren Stil. Kein Pathos meldete sich und keine Konzession an das, was man etwa als «Phrase» bezeichnet. Deshalb waren seine Reden und seine Vorträge für den Hörer inhaltsschwer und blieben haften. Sie forderten Aufmerksamkeit, ja Konzentration, so kraftvoll die Sprache sein mochte. Seine Vorträge zumal wurden diskutiert und zogen immer weitere Kreise. Das gesprochene Wort hatte schließlich «Gutzwiller» zum Begriff gemacht, so sehr wirkte es auf die Zeitgenossen.

Aber auch der Schriftsteller zog Furchen. Er war Publizist in des Ausdrucks bester Bedeutung. An manchen Orten ließ er sich vernehmen, wöchentlich Jahr für Jahr in der «Christlichen Kultur» (Beilage der «Neuen Zürcher Nachrichten»), in der «Schweizer Rundschau» (deren Redaktionsausschuß er angehörte), in der «Anima», vor allem in der «Orientierung», aber auch in anderen schweizerischen Zeitungen und Zeitschriften. «Gutzwiller schreibt» – «Gutzwiller meint» – «Gutzwiller erklärt» – also sagten sich die Leute und bewiesen, daß er weit über die akademischen Bezirke hinaus wirkte. P. Gutzwillers Gemeinde war groß, hatte keine geographischen, keine standesmäßigen und keine konfessionellen Grenzen. Er wurde viel gehört und nicht weniger gelesen. Selbst an seine anspruchsvollen und mehr für theologische Interessenten bestimmten Bücher machten sich die Menschen, an die «Gedanken zum Markusevangelium», die «Gedanken zur Bergpredigt», an «Jesus der Messias» (Matthäus-Evangelium), «Herr der Herrscher» (Apokalypse), «Die Parabeln des Herrn» (biblische Skizzen), «Meditationen über das Matthäus-Evangelium» und «Meditationen über das Lukas-Evangelium»*. Selbstverständlich hat der Wissenschaftler Gutzwiller auch in Fachzeitschriften und Sammelwerken publiziert. Immer und immer ging es ihm um die pastorale Auswirkung der Hl. Schrift.

*

* «Meditationen über Johannes», die er noch auf dem Krankenbett vollendet hat, werden 1958 erscheinen.

Noch zwei Seiten seines reichen Wirkens seien gestreift. So wie er den Akademiker in der Begegnung von Welt und Religion führte, ebenso hat er in vielbesuchten Volkshochschulkursen über katholische Weltanschauung gesprochen und Studententagungen über weltanschauliche Fragen gehalten. In diesen Zusammenhang gehören seine Radiopredigten und Radiovorträge im Südwestfunk und im Bayerischen Rundfunk, in Radio Tirol, Radio Wien usw., d. h. jenseits der schweizerischen Grenzen, weil ihm verwehrt war, in schweizerischen Studios zu sprechen. Eine andere Tätigkeit führt an den Anfang dieser zwangsläufig Bruchstück bleibenden Würdigung zurück. P. Gutzwiller bekundete immer wieder ein lebendiges Interesse am Staat, vor allem in soziologischer und staatsphilosophischer Richtung. Allerdings hat er sich gehütet, je in Parteipolitik zu machen. Denn «es gibt eine Menge politischer Fragen, zu denen eine Partei Stellung nehmen muß, die aber mit Weltanschauung und Religion nichts zu tun haben. Daneben gibt es eine Politik im weiteren Sinne des Wortes, Politik als Mithilfe und Mitarbeit am Aufbau der Polis. Es ist eine durchaus positive Aufgabe», der er sich vor allem in den Jahren der Bedrohung der Eidgenossenschaft durch den Totalitarismus im Norden und im Süden mit Eifer widmete. In der 1935 erschienenen Schrift «Die Katholiken und die Schweiz» entwickelt er in luzidem Aufbau die christliche Gesellschaftslehre und wendet sie auf die schweizerische Demokratie an. Eindeutig nimmt er gegen die Frontenbewegung Stellung, lehnt nationalsozialistische und faschistische Gedankengänge resolut ab – in einer Zeit, da diese Ablehnung noch nicht überall vollzogen ist. Er klärt die Begriffe und schreibt mit lapidaren Worten, was der Katholizismus in der Schweiz will, «nicht die totale Kirche», «nicht klerikale Machtpolitik», «nicht Repristinatio mittelalterlicher Zustände», wohl aber will er «den christlichen Glauben und die christliche Sitte ins öffentliche Leben auch unseres Landes tragen». Dabei steht fest, daß «ein moderner Staat ohne Duldung, ohne Gewissens- und Kulturfreiheit nicht möglich ist». Allerdings «kann der Katholik andere Konfessionen nie als ‚Kirchen‘ anerkennen, weil er überzeugt ist, daß es nur eine ungeteilte Kirche Christi gibt. Aber er kann und wird den Anhängern anderer Bekenntnisse für die religiöse Betätigung volle Freiheit geben, soweit sie nicht die Existenz des staatlichen Lebens gefährden». P. Gutzwiller begrüßte denn auch die bürgerliche Toleranz je und je. Denn sie «hat mit theologischem Liberalismus, der verschiedene Kulte als gleich gut und gleich wertvoll gelten läßt, nichts zu tun, sondern ist der praktische Kompromiß, ohne den heute staatliches Leben nicht mehr möglich ist. Ein Hader der Konfessionen ist heute schädlicher denn je.»

*

Dreißig Jahre lang lebte P. Gutzwiller, was er geschrieben und gesprochen hat. Man wird ihn keines Widerspruchs und keiner Inkonsequenz zeihen können. Denn nur eines wollte er: Gottes Herrlichkeit verkünden. Der Studentenseelsorger, der Freund der Altakademiker, der Vortragsredner, der Wissenschaftler und der akademische Lehrer, der Radiosprecher und der Volkshochschuldozent, aber auch der Eidgenosse in seinem geschriebenen und gesprochenen Wort war Verkünder des Wortes Gottes, von dem es in der Einleitung zum ersten Band der «Meditationen über Lukas» heißt: «Je mehr man sich in das Wort Gottes vertieft, mit seinem strömenden Reichtum, seiner herben Größe, seiner befreienden Weite und seiner farbigen Lebendigkeit, desto mehr verblaßt das Menschenwort mit seiner versickernden Dürftigkeit, seiner kleinlichen Gefühlsbetonung, seiner zeit- und raumbundenen Enge und seiner farblosen Abstraktion.» Das ist ganz Gutzwiller! Wahrlich, dieser Diener am Wort hat uns den Herrn vermittelt wie selten einer. So brach denn eine echte und tiefe Trauer aus, als das Radio die Kunde von seinem Tod meldete. Jenes Radio, das ihm im Leben den Zutritt verwehrt hatte. In der Zürcher Lieb-

frauenkirche und auf dem Friedhof Nordheim nahmen sie von ihm Abschied, die vielen Priester, denen er ein starker Mitstreiter war – die Studenten, denen er katholische Geistigkeit vorgelebt – die Altakademiker, denen er Haltung und Richtung gegeben – die Wissenschaftler, denen er neue Horizonte eröffnet – die Männer und Frauen des Volkes, denen er christliches Bildungsgut vermittelt hat – sie alle stimmten ein in den Dank des Generalvikars für Gottes Vorsehung, daß Er ihnen während dreißig Jahren Richard Gutzwiller geschenkt hat. Vergelten kann es ihm nur Er. Die er zurückließ, seine große Gemeinde in der Schweiz und weit darüber hinaus, weiß, daß sie eine Verpflichtung übernommen hat: Nach seinem Rat und seinem

Beispiel das Leben zu meistern und Gottes Herrschaft zu mehren.

Noch eine besondere Verpflichtung liegt im Abschied von P. Gutzwiller. In seinem Arbeitszimmer gab es zwei Bilder. Das eine wies ihn auf den Hl. Ignatius, das andere auf seinen Confrater Paul de Chastonay. Sie waren ihm Vorbild und Ansporn. Die ihm in den letzten Stunden seines Leidens beistanden, nahmen ergriffen wahr, wie stark sein Antlitz die Züge des Hl. Ignatius und Paul de Chastonays annahm. Soll es so bleiben, daß ihren Brüdern nicht Recht ist, was allen andern Recht ist? Am Leben und Sterben Richard Gutzwillers wird es klar, daß Unrecht niemals Recht sein kann. *Carl Doka*

Zur französischen Krise

Es gibt ein einziges Volk auf Erden, das man das «auserwählte» nennt. Dreitausend Jahre waren notwendig, bis der Sinn des von den Propheten proklamierten Gesetzes so weit diesem Volk eingegangen war, daß es durch den Sohn Gottes und des jüdischen Volkes mit der Liebe und der Freiheit der Persönlichkeit gekrönt werden konnte.

Es gibt ein anderes Volk, das man die «älteste Tochter der Kirche» nennt: das französische. Bevor dieses Volk sich langsam aus den verschiedensten, auf seinem Boden lebenden Rassen und Völkern zu einer sich selbst bewußten Nation zusammenschweißte, waren alle diese verschiedenen Rassen und Völker Rom in seiner Doppelgestalt unterworfen: der des römischen Gesetzes des antiken römischen Reiches und der des christlichen Gesetzes der römischen christlichen Kirche. Diese beiden Gesetze formten, nach dem Verfall des römischen Reiches, die Einheit der sich bildenden französischen Nation. Von dem römischen Reich erhielt diese Nation den ihr eigenen juristischen Sinn und die oft allzu eng aufgefaßte Ehrfurcht vor dem Paragraphen; von der römischen Kirche den festumrissenen, tiefen, christlichen Glauben und den weiten, universellen Blick. Beide erhielten ihren lebendigsten Ausdruck durch das unausrottbare humane Gefühl dieser Nation, doppelt, als auch die größten Heiligen der Kirche in ihre Lehren die Humanität der Antike einverlebten.

*

Wer nicht um diese beiden Wurzeln der französischen Nation weiß, wird nie etwas von ihrer Geschichte, von ihren inneren Vorgängen verstehen und wird vor allem nicht begreifen können, wie sie immer wieder, wenn alles verspielt und verloren zu sein scheint, sich erhebt, sich zusammenrafft und ihren Platz als führende geistige Nation behauptet. Dabei war bei diesem hochintelligenten Volk in seinen großen Entscheidungen niemals die Vernunft der ausschlaggebende Faktor. Obwohl es das Land von Descartes ist und die Vernunft von manchen seiner großen Geister auf den Piedestal gestellt wurde, waren seine großen, geschichtlichen Aktionen oder das Unterbleiben derselben, an sich betrachtet, meist äußerst «unvernünftig». Was gab es «unvernünftigeres», als die Aktion eines General de Gaulle nach der Niederwerfung Frankreichs durch den Feind? Oder das gegenseitige Köpfen der Führer der großen Revolution, die doch alle Intelligenzen ersten Ranges waren? Entscheidend dagegen war für diese Nation das plötzliche Auftürmen einer Grundwelle, die das ganze Volk mit sich riß, und durch die es sich wieder seiner tiefsten Einheit bewußt wurde. Frankreich war und blieb im wahrsten Sinn ein Land der Mission, und sowie diese von der einen oder andern Seite oder gar von außen verletzt wurde, rebellierte der französische Mensch und ließ keine Ruhe, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt und die Mission, mit der er sich betraut fühlte, weitergeführt werden konnte.

Mit alledem sei nicht gesagt, daß das französische Volk «besser» oder gar «frömmere» ist als manches andere Volk. Es hat, wie alle andern, seine Schwächen und Fehler, wenn auch (seinem Volkscharakter entsprechend) oft anderer Natur. Aber bevor diese wirklich große Nation in der unvergleichlich schönen Wiege einer gesegneten Landschaft lag, war ihr Volk durch das römische Gesetz gebunden und durch die römische Kirche und ihre Hunderte von Heiligen gesegnet. Aus diesem seelischen Fond heraus wuchs im Lauf der Jahrhunderte die Nation. Wie immer sie auch durch die Kämpfe der Ligen (die der großen Revolution, die der Republikaner gegen die Macht der Könige, die der Laizisten gegen die Kirche, die der verschiedenen Parteien gegeneinander) geschüttelt werden mochte oder durch Weltkriege erschöpft wurde – nichts konnte diesen seelischen Fond verkleinern oder gar zum Verschwinden bringen. Es bedurfte nur eines oder mehrerer Männer, in denen sich die Nation verkörpert sah, um sie wieder in die Höhe zu reißen und die unterbrochene Mission wieder aufzunehmen.

*

Auch die heutigen dramatischen Vorgänge in Algerien und Paris sind nur unter diesem Gesichtswinkel zu verstehen. Wer sie rein politisch oder vom Standpunkt der Macht und der Gewalt beurteilen will, geht in die Irre. Die Freiheitsstatue über der Seine und diejenige im Hafen von New York sind mehr als eine Erinnerung – sie sind lebendig. Auch der vom Christentum abgeleitete Begriff der Menschenrechte, die immer wieder, wo Menschen allein am Werk sind, angetastet werden, bleibt trotz aller Irrungen und Verirrungen das oberste Gesetz der Nation. Eben weil das Gesetz durch das römische Reich und die Liebe durch die römische christliche Kirche an seiner Wiege Pate standen, haben alle politischen, noch so dramatischen Ereignisse in Frankreich zugleich metapolitischen Charakter. Wer dies nicht erfassen kann, wird auch nicht verstehen, warum Frankreich in Not und Gefahr immer wieder alle großen Demokratien der Welt zu Hilfe eilten und warum noch vor wenigen Tagen, in einer offiziellen Verlautbarung von Washington, Frankreich erneut «la grande nation» genannt wurde. Erst durch das Unfaßbare wird der Mensch sowohl wie die Nation faßbar.

*

In den Nachkriegsjahren wurde Frankreich, sehr oft zu recht, scharf kritisiert. Durch die Unstetigkeit seiner Führung, durch das alle paar Monate Wechseln seiner Regierungen, durch das Streiten der allzu vielen Parteien über Nichtigkeiten, hinter denen meist nur egoistische Ziele lagen, wurde die Zentralgewalt des Staates immer schwächer. Von Anfang an bezeichnete General de Gaulle als das Grundübel die Verfassung der IV. Republik, die die Legislative zur Exekutive werden ließ. Diese Auffassung wurde immer allgemeiner. Handelte es sich wirklich nur um einen Konstruktionsfehler der Verfassung? Wer den Krieg und die Widerstandsbewegung im Lande miterlebt hat, wird diese Verfassung besser verstehen. In dieser Zeit hat das individualistische Volk, dem jede auferlegte Dis-

ziplin und Organisation ein Greuel ist, sich selbst diszipliniert und organisiert und dies ohne irgendwelche Führer. Waren doch die Mehrzahl von ihnen außer Landes und konnten nur Direktiven geben. Wer miterlebte, wie das französische Volk die geringsten Bewegungen der das Land besetzenden Macht beobachtete, wie es diejenigen, die in Gefahr waren, ob nun die eigenen Landsleute oder Juden oder Fremde – selbst Deutsche, von deren Loyalität sie überzeugt waren –, warnte und schützte, wer den ganz stillen, unaufdringlichen Heldenmut einfachster Menschen gesehen hat, der wird verstehen, wie nach dem Krieg das «alle Macht geht vom Volk aus» in einer unglücklichen und zu weitgehenden Weise in der Verfassung seinen Niederschlag fand. Deshalb stellte jetzt General de Gaulle als Grundbedingung für die Machtübernahme die pleins pouvoirs zu einer Verfassungsänderung. Was während 13 Jahren das Parlament vergeblich selbst versucht hatte, erhielt er in drei Stunden.

*

Seit Methusalems Zeiten zeigte sich immer dasselbe: Wo der Staat und sein Parlament machtlos werden, wo die Verordnungen und Befehle der Exekutive durch deren kurze Lebensdauer fragmentarische Natur erhalten, erheben sich die Extremen. Diejenigen aber, deren Funktion, wie beim Militär, auf striktem Befehl beruht, werden vom Werkzeug der Staatsgewalt zu deren Befehlshaber. Bleibt doch die absolute Bedingung der Unterwerfung des Militärs unter die Zivilgewalt, daß eine solche da ist, die befehlen kann! Alle Resolutionen und Manifestationen breiter Massen ändern in einer Zeit, wo Flugzeuge, Bomben und Mitrailleusen die größten Massen in Schach halten können, nichts. Nicht von ungefähr wurde das Parlament vor die Alternative gestellt: General de Gaulle oder Bürgerkrieg! Nicht von ungefähr warf der Präsident der Republik, René Coty, seinen Posten bzw. seine Demission in die Waagschale. Ein Komplott? Werfen wir einen Blick nach Algerien. Dort wurde Krieg geführt, den man so nicht nennen durfte. Dort setzten täglich die Militärs, die Menschen der Bevölkerung ihr Leben aufs Spiel. Dort fielen täglich auf beiden Seiten Hunderte von Menschen. Seit Jahren! In Paris dagegen wurde eine Regierung nach der anderen gestürzt. Meistens im Verein der sich besonders national nennenden Parteien und der – kommunistischen, mit der man doch nichts zu tun haben wollte. Zur Bildung der letzten Regierung des sehr ehrenwerten und energischen Ministerpräsidenten Pierre Pflimlin brauchte es vier Wochen! Vier Wochen ohne Regierung. Ohne Befehlsgewalt.

Weiter: Vor dem 13. Mai hielt der Abgeordnete Pierre Clostermann in der Nationalversammlung eine Rede, die von allen Parteien lautlos angehört wurde. Clostermann ist nicht nur Abgeordneter, nicht nur intimer Freund und Parteigänger von Mendès-France, nicht nur seit langem ein scharfer Gegner der bisher in Algerien verfolgten offiziellen Politik, nicht nur allbekannt wegen seiner humanen und freiheitlichen Ansichten, sondern auch ein Aß der französischen Piloten, der den Weltkrieg und denjenigen in Algerien zum Teil mitmachte. In dieser Rede sagte er, daß die Verzweiflung der Militärs über die ihnen ungenügend zur Verfügung gestellten Mittel seit langem bekannt ist. Um dann nach einer Anzahl von militärischen, genaueren Details fortzufahren:

«Gewisse Piloten haben 1500 Stunden operationeller Arbeit hinter sich. Mein eigenes Flugzeug wurde in 10 Monaten täglicher Missionen durch den Gegner oft schwerer und gefährlicher getroffen, als in 4 Jahren Krieg gegen die Luftwaffe. Wenn Sie wissen, daß die Fellachen praktisch mehr Kämpfer der ersten Linie haben als wir selbst Schocktruppen, nämlich 40 000 gegen 20 000, und Sie sehen, wie die wundervollen Soldaten (auf die wir stolz sein können), die besten Einheiten durch die Müdigkeit zermürbt werden ... und immer sind es die armen Fallschirmtruppen (deren Oberhaupt der rebellierende General Massu ist) und die Legion, die, totgejagt, in alle Saucen gesetzt, von einer Ecke Algeriens in die andere gehetzt, die Löcher ausstopfen oder angreifen müssen ...» 400 000 Mann in Algerien? Das stimmt beinahe. Zieht man davon die Hilfsdienste ab, die Wächter für die Depots, für die Häfen, der Straßen, der Fabriken, der Hotels, der Bürgermeistereien, die Mechaniker, die Spezialdelegationen des Oberkommandos,

die Männer, die die ständigen und gefährlichen Nahrungsmitteltransporte, die Straßentransporte usw. begleiten müssen – was bleibt da? Die Flugzeuge machen im Durchschnitt 8000 bis 9000 Flüge pro Monat; gibt man sich Rechenschaft darüber, was das für Anstrengungen erfordert? Und Clostermann schließt: «Also passen Sie sehr auf; ja, wir sind in der letzten Viertelstunde, für uns! Wenn wir nicht reagieren!»

Man lasse diese Ausführungen, man lasse diese rein sachlichen Gegensätze dessen, was wir von Paris bzw. dem Parlament aufzeigten und dessen, was sich dort in Algerien unter einer brüllenden Hitze tut, auf sich wirken, um ermessen zu können, wie solche Spannungen über kurz oder lang zu einer Explosion führen mußten. Wenn man dazu noch die immer vorhanden gewesenen Interessengegensätze der Zivilbevölkerung, die mannigfacher Natur sind, nimmt und die zu schüren nie mit Geld gespart wurde, dann mag man dies Komplott oder Meuterei oder Revolution oder was weiß ich nennen: die Etikette ist nicht entscheidend, sondern die facts.

*

Ich habe an dieser Stelle oft genug auf das außerordentlich komplexe Problem Algeriens hingewiesen, auf die Fehler der dortigen französischen Bevollmächtigten, auf die Grausamkeiten des Terrors und des Gegenterrors, auf den Mangel an jeder kühnen, über den Tag hinausweisenden Politik, auf das Zurückweichen der Zivilgewalt vor den Ultras und vor denjenigen, die nichts gelernt haben. Ich beleuchtete sie kritisch und kann es mir daher ersparen, heute nochmals darauf einzugehen. Auch die sich in Frankreich immer mehrenden Stimmen gegen dies alles, nicht zuletzt die von Anfang an warnende und beschwörende Stimme der Kirche, berücksichtigte ich weitgehend. Für den Augenblick halten wir uns an das allein wichtige, nämlich, daß sich «in dieser letzten Viertelstunde für uns» die Stimme General de Gaulles genau so erhob, wie in der letzten Viertelstunde vor dem Waffenstillstand 1940. Die Stimme, die gerade in demselben Augenblick erscholl, wo der Aufruhr in Algerien seinen Höhepunkt erreichte, mußte diesmal notwendigerweise zu aller Art von Mißdeutungen Anlaß geben, doppelt, als das «vive de Gaulle» zuerst und mächtig von den Auführern ausgerufen wurde. Der Anschein sprach gegen ihn. Aber General de Gaulle ist, selbst wenn er politisch handelt, von der politischen Seite her überhaupt nicht zu erfassen. In diesem durch und durch meditativen Charakter, der sich, je länger er schwieg – und er schwieg jetzt jahrelang! – immer zur Aktion zwingen muß, dann aber restlos und unbeirrt durchhält, ist ein vorherrschender Zug, der beide – Meditation und Aktion – stets wieder verbindet: der religiös fundierte Zug nach der Wahrheit. Und eine Sicherheit: mit französischer royalistischer wie revolutionärer Tradition durchtränkt zu sein. Es ist bezeichnend für ihn – und für wenige verständlich –, daß er André Malraux, den berühmten Schriftsteller, den ständigen Weggenossen und Freund, zum Minister für die besonders eiligen Aufgaben, darunter die Information, gemacht hat. Ging doch dieser den umgekehrten Weg auf das gleiche Ziel zu, den revolutionären, d. h. von der Aktion zur Meditation, um, als Ungläubiger, dann freskoartig die Genies der Kunst der ganzen Welt – nicht zuletzt die christlichen – in ihrem tiefsten Wesen zu erfassen und uns das über den Menschen hoch Hinaufstrebende vor Augen zu führen. Dieser sich ergänzende anscheinende Gegensatz ist nicht nur diesen beiden Männern eigen, sondern gleichfalls dem tiefsten Wesen Frankreichs. Und durch ihn weist die reine Vernunft, wie die Türme der gotischen Kathedralen, ehrfurchtsvoll zum Himmel.

Der Befreier Frankreichs würde von seinem Volk niemals die beinahe ins mystisch gehende Verehrung erhalten haben, wenn der französische Mensch nicht das metapolitische Element in de Gaulle herausgeföhlt hätte und er so für ihn zur lebendigen Inkarnation der französischen Nation geworden wäre. Aber gerade dadurch eröffnet sich ein neues Drama, das uns zeigt, wie der nur politisch oder gar machtpolitisch denkende Mensch, ohne das Verständnis für das metapolitische Element, seine

Verehrung und Hochachtung für de Gaulle den Umständen opfert, an denen gerade dieser am allerwenigsten schuldig ist. Ich weiß, daß General de Gaulle vor denjenigen Männern, die ihm die Investitur verweigerten und die während des Krieges zu seinen getreuen Mitarbeitern zählten, eine absolute Hochachtung hat und ihre positive, konstruktive Kraft schätzt. Und diese Männer selbst sprachen gegen die Investitur mit einer bis ins Pathetische gehenden Verzweiflung. Sie, die immer der Auffassung waren, daß das moralische Kapital des «größten Franzosen», wie der Präsident der Republik ihn nannte, zur Aufrichtung der Republik, die «ihr moralisches Kapital verschleuderte, deren System scheiterte und von der sich viele Franzosen abwendeten» (Mendès-France), notwendiger sei denn je. Aber sie konnten es nicht ertragen, daß er, beinahe auf Befehl der Auführer, die zum Teil seine erklärten Feinde waren, in diesem Augenblick die Macht ergreife. Dieses Drama, das sich hier abspielte und die Nation nicht zur Einheit kommen ließ, war in den Auseinandersetzungen innerhalb der einzelnen Parteien von besonderer Tragik. Die persönliche Gewissensforschung der Einzelnen und die sich plötzlich aufreißenden Gegensätze zwischen den besten und ältesten Freunden waren oft von dramatischer Wucht. Nur vergaßen sie dabei eines: Das, was sie von de Gaulle verlangten, nämlich die Verurteilung und die Trennung von den Auführern, konnte und durfte er nicht in der von ihnen gewünschten Art unternehmen.

*

Warum nicht? Wieder müssen wir nach Algerien blicken. Dort war ein «Wunder» geschehen: die Verbrüderung der beiden Bevölkerungen, der europäischen und der mohammedanischen. Wunder? Ja, aber aufgepaßt! Gemacht, dirigiert, ausgelöst wurde es von den Militärs: «Wir sind alle Franzosen»; «vive l'Algérie française!» – «vive de Gaulle!» Slogans? Zu einem Teil – gewiß. Das an sich politisch primitiv denkende Militär verfolgte damit einen besonderen Zweck – vor allem der viel genannte General Massu: er wollte den Ultras, für die er nicht das geringste übrig hatte, das Wasser abgraben und es auf die Mühle de Gaulles lenken, da dieser für ihn der einzige feste Punkt in der Erscheinung Flucht war. Er war wohl aber einer der letzten, der ein solches Ausmaß einer als Gegenströmung gedachten Aktion gegen die Ultras voraussah. Wieso war dieses Ausmaß möglich? Propaganda, Slogans, geschickte und keineswegs gewaltmäßige Dirigierung, brachten Massen auf das Forum. Das «Wunder» lag nicht darin, daß sie kamen, sondern wie sie von dem ebenfalls «kleinen» Volk der Europäer empfangen wurden. Herzlich, freundschaftlich, voller Freude. Woher der Wandel? Durch eine sehr einfache, menschlich mehr als erklärliche Tatsache: der Krieg sollte ein Ende nehmen. Endlich zeigte sich eine Kraft, die ihm ein Ende machen konnte: de Gaulle. Er hatte den moralischen Kredit, ihn kannten die Europäer und die Mohammedaner aus den Kriegszeiten, er hatte damals schon in seiner Rede von Brazzaville ein neues Verhältnis zwischen Afrika und der Metropole versprochen;

Die Araber in Israel

Zu vielen Hunderttausenden verließen die Palästina-Araber auf den Appell der Nachbarländer im israelischen Unabhängigkeitskrieg 1948 das von der UNO für Israel bestimmte Territorium. Etwa 170000 jedoch verblieben im Land, und ihre Zahl hat sich im Lauf der Jahre durch die Zusammenführungsaktion für getrennte Familien und durch natürlichen Zuwachs auf etwa 200000 erhöht.

Diese nationale Minderheit im Staate Israel, die teils moslemisch, teils christlich ist, hat ihre Sonderprobleme.

In den Kreisen der israelischen Führung des Staates hat man

er würde sein Wort auch ihnen gegenüber halten. Algerien würde nicht verlassen werden; er würde es schützen. Man muß sich alle diese Millionen von kleinen Existenzen vorstellen: jahrelanger Krieg, nicht etwa einer mit bestimmten Fronten, sondern ein sogenannt revolutionärer, mit seinen Attentaten, seinen Bomben, seinen Hinterhalten, seinen grausamen Terror- und Gegenterrorakten. Keiner von ihnen allen, welchen Glaubens und welcher Rasse er auch sein mochte, war seines Lebens sicher, konnte wissen, ob morgen nicht sein Besitz in Flammen aufging, jeder fürchtete um seine nackte Existenz. War es da nicht verständlich, daß allein bei der Aussicht, dies alles nehme endlich ein Ende, wenn alle zusammenstünden, eine psychologische Schockwirkung eintrat und es unter diesen heißen Gemütern und ebenso heißer Sonne zu Verbrüderungen erstauulichster Art kam? Was wußten diese Menschen von Integration, von Föderalismus und all diesen schönen Schreibschwätzen; das alles war ihnen völlig gleichgültig. Sie wollten vor allem leben, in Ruhe arbeiten, ihr Brot verdienen, Frieden haben.

Diese Grundwelle allein interessierte de Gaulle. Und er war ganz sicher, daß das Militär ihm gehorchen würde, wie es immer gehorchte, wenn es sich von einer Regierung geschützt und anerkannt wußte, die zu befehlen imstande war. So sprach er in Algerien in seiner kurzen, bündigen und packenden Art, nicht mit wenn und aber, nicht von einem Rahmengesetz, nicht von Bedingungen über einen Waffenstillstand, wohl aber gab er den kämpfenden Fellachen alle Ehre, unterstrich ihren Mut und ihre Aufopferung und lud sie ein, mit allen für eine glückliche Zukunft Algeriens mitzuarbeiten. Sie sollen selbst in drei Monaten ihre Vertreter mit gleichen Rechten und Pflichten wählen, und dann würde man weiter sehen.

*

Es dürfte in diesem Zusammenhang nicht unangebracht sein, darauf zu verweisen, daß während diesen angstvollen letzten 14 Tagen 16000 Studenten aus allen höheren Schulen von Paris, einschließlich der Universität, nach Chartres pilgerten; daß die französischen Bischöfe zu einer Gebetswoche für Algerien einluden, daß General de Gaulle, von der hl. Messe in seiner kleinen Dorfkirche kommend, besonders herzlich begrüßt wurde, daß er in Algier mit Erzbischof Dubois, als einer der ersten, eine längere Unterredung hatte. Bei alledem ist es müßig, sich zu fragen, ob er von Algerien Paris «aufgedrängt» wurde, oder ob ihn die Nationalversammlung ohne Zwang investierte. Letzten Endes ist er, wie 1940, von der Not Frankreichs «investiert» worden, und diese Not allein schreibt ihm seinen Weg vor. «Ich bin für Niemand und doch für Alle», wie er sagte.

So wenig der geringste Grund für einen übertriebenen Optimismus vorliegt, das geistige Moment bleibt immer wieder das entscheidende, mit ihm jene «kleine Hoffnung», von der Charles Péguy in so bewegten Worten sprach. *H. Schwann*

von vornherein grundsätzlich die Tendenz verfolgt, den Arabern in ihre Fragen nicht dreinzureden, soweit sie diese selber lösen können. Formal sind ihnen dazu alle Handhaben gegeben: mit Ausnahme einer gewissen Freizügigkeitsbeschränkung durch die Militärverwaltung in den Grenzbezirken sind die Araber in Israel den Juden gesetzlich vollkommen gleichgestellt; daß sie keinen Militärdienst leisten müssen, um nicht allenfalls mit der Waffe in der Hand gegen ihre Brüder auf der andern Seite der Grenze anzutreten, dürften sie unter den heutigen Umständen nicht als Diskriminierung, sondern als Erleichterung empfinden.

Rund 130000 Araber leben in 103 Dörfern auf israelischem Territorium, über 50000 davon in acht Städten – der Rest sind

Beduinen, deren Nomadentum jetzt langsam durch Zuweisung fester Weidegebiete abgebaut werden soll. Das Dorf ist Kernpunkt arabischen Lebens in Israel: sein Wachsen oder Verharren zeigt die Temperatur des arabischen Lebens in Israel an.

Im «Kleinen Dreieck»

In der Absicht, diese Temperatur «zu messen», fuhr ich nach dem Dorf *Baqa*. *Baqa* liegt in der Höhe der israelischen Stadt *Chedera*, etwa am Südrand des nördlichen Viertels des Staates Israel, unmittelbar westlich der Waffenstillstandsgrenze gegen Jordanien. Es zieht sich in einer Wellenlinie rund vier Kilometer durch hügeliges Gebiet; das ganze Gebiet wird das «Kleine Dreieck» genannt, ein von etwa 40000 mohammedanischen Arabern besiedeltes Land, westlich und nördlich von jüdischen Siedlungen umgeben. Das Dorf zeigt Ruhetagsstimmung: es ist jüdischer Sabbath – und der prägt sich neben dem mohammedanischen Freitag-Ruhetag auch hier aus, selbst wenn Frauen mit den bekannten Arbeitsbündeln auf den Köpfen hie und da auftauchen. Das Dorf wirkt auf den ersten Anblick hin recht sauber – man sieht keine Barfüßigen – und zahlreiche Knaben betreiben mit sichtlichem Vergnügen den Radfahrersport auf der Hauptstraße. Der Weg führt zum wichtigsten Mann der Gegend und des Dorfes *Baqa*: *Fares Chamdan*, der die arabische Partei «Landwirtschaft und Entwicklung» im israelischen Parlament zu Jerusalem vertritt. Diese Partei setzt sich außer für die speziell arabischen Allgemeinbelange in Israel für die Zusammenarbeit der arabischen Land- und Industriearbeiter mit der israelischen Gewerkschaftsorganisation *Histadruth* ein: sie pflegt im Parlament mit der rechtssozialistischen *Mapai* zu stimmen. Außer *Fares Chamdan* gibt es noch sieben weitere arabische Abgeordnete im israelischen Parlament, das im ganzen 120 Parteienvertreter zählt; die beiden andern arabischen Parteien heißen «Demokratische Partei der Israel-Araber» und «Fortschritt und Arbeit», und zwei arabische Abgeordnete sind auf der Liste der *MAKI*, der gemeinsamen kommunistischen Partei Israels, gewählt.

Fares Chamdan wohnt in einer schönen, kleinen Villa am Dorfe. Er empfängt den europäischen Besucher in einem hellen, großen Gesellschaftsraum mit echter orientalischer Gastlichkeit. Ein junger Mann trägt Obst und Kuchen, Kaffee und Tee herbei; die Frauen des Hauses zeigen sich nicht. Mit Stolz erzählt *Fares Chamdan* von den Erfolgen im «Kleinen Dreieck»:

«Im Laufe von etwa sechs Jahren sind wir aus dem 14. Jahrhundert in die neueste Zeit gekommen. Wir sind von den primitivsten Formen der Landwirtschaft zu den Traktoren fortgeschritten; wir kennen nun den chemischen Dünger und vor allem auch die künstliche Bewässerung. Die Araber in Israel sind modern geworden und haben ihre Landwirtschaft an die jüdische Landwirtschaft angeglichen. Seit der britischen Mandatszeit hat ferner die Erziehung eine rapide Aufwärtsentwicklung genommen. Wir besitzen heute im «Kleinen Dreieck» mit seinen 40000 arabischen Bewohnern zwei höhere Schulen und in jedem der 15 Dörfer eine Volksschule. Den gleichen Fortschritt hat das Gesundheitswesen gemacht. In den beiden größeren Dörfern *Baqa* und *Tira* befindet sich je ein großes Gesundheitszentrum mit 18 Betten und besonderen Abteilungen für Geburten und Behandlung von Kleinkindern; in jedem waltet eine Oberschwester mit zehn ausgebildeten Schwestern, und vier Ärzte aus *Chedera* teilen sich in die Behandlung der Kranken. Je eine kleinere Klinik befindet sich in jedem der 15 Dörfer. Die Gesundheitszentren haben größten Einfluß auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung im allgemeinen und auf die Sauberkeit in den Dörfern. Drei Dörfer haben bereits Elektrizität – zum ersten Mal in der Geschichte; und genau so sensationell wirkt es sich aus, daß nun in jedem Haus ein Wasserhahn angebracht, das Wasser direkt in jedes Haus geleitet wird. Die meisten Dörfer verfügen nun über gewählte Dorfräte, die sich um den technischen Fortschritt zu sorgen haben. Neuestens

hat man, um die Bevölkerung auf einen höheren Lebensstandard zu bringen, auch mit der Vorbereitung zu einer Industrie im «Kleinen Dreieck» begonnen: demnächst wird mit dem Bau einer Konservenfabrik angefangen, der ungefähr eine Million Israel-Pfund kosten wird; die Regierung bewilligte einen Kredit in doppelter Höhe als Juden bei Vergleichsprojekten erhalten. Wir haben hier mit dem Pflanzen von Apfelbäumen eingesetzt, mit gutem Erfolg; wir züchten auch sehr wohl-schmeckende Aprikosen und große, fleischige Pflaumen, die, ein besonderer Vorteil für uns, keine Bewässerung erfordern. Binnen kurzem wird das Dorf *Baqa* Telephonanschluß erhalten; ich als Abgeordneter habe bereits meine eigene Linie nach Jerusalem.»

Die Unterhaltung läßt erkennen, daß *Fares Chamdan* «Gebiet» mit den technischen Errungenschaften weiter ist als die andern arabischen Bezirke in Israel. Das mag darauf zurückzuführen sein, daß das «Kleine Dreieck» so etwas wie *Fares Chamdan* eigener Wahlkreis ist, dessen ureigenste Bedürfnisse er im Detail kennt und gegenüber der Regierung vertreten kann. Juridisch gibt es in Israel nur ganzstaatliche Parteien und Abgeordnete, keine Wahlbezirke. Aber die Partei «Landwirtschaft und Entwicklung» ist nur im «Kleinen Dreieck» vorhanden, so daß *Fares Chamdan* in der Praxis eben doch der Abgeordnete seines Bezirkes ist.

Nach der Bewirtung macht *Fares Chamdan* mit mir eine kleine Rundfahrt durch das Dorf. Es fällt mir auf, daß keine Frau verschleiert ist ... und ich gebe der Meinung Ausdruck, daß dies mit dem neuen Fortschritt des arabischen Dorfes in Israel zu tun habe. Aber *Fares Chamdan* verneint. Auch früher gab es verschleierte muselmanische Frauen nur in den Städten und nicht in den Dörfern, wo sie Haus- und Landarbeit verrichten. «Der Schleier ist übrigens keine religiöse Vorschrift», fügt er hinzu. «Das Schleiern der Frauen ist eine reine Sitte, wahrscheinlich türkischen Ursprungs, nicht arabischen. Die Religion verlangt nur, daß die Frau ‚etwas‘ um den Kopf tragen und keine ärmellosen Kleider anziehen soll.» Im Rahmen der Frauenfrage berichtet *Fares Chamdan*, daß sich die Koedukation der Mädchen mit den Knaben in den Schulen des «Kleinen Dreiecks» gut eingeführt habe. Männer und Frauen nehmen jetzt gleichermaßen an allen Sozial- und Gesundheitseinrichtungen teil. Sehr wichtig für die Emanzipation der mohammedanischen Frau sind die «Frauenklubs». Im Dorf *Taibé*, das auch zum «Kleinen Dreieck» gehört, ist der größte dieser Klubs, der sich im Laufe weniger Jahre von zehn auf fünf-hundert Mitglieder erweiterte. Diese Klubs sind alle mit der Hilfe der Gewerkschaftszentrale gegründet worden. An der Spitze des Klubs von *Taibé* steht eine muselmanische Studentin der Hebräischen Universität Jerusalem. «Sie gehört zu den 75 Arabern, die jetzt an der Hebräischen Universität Jerusalem ihren Studien obliegen», sagt *Fares Chamdan*, «und 25 von ihnen sind aus unserem ‚Kleinen Dreieck‘.»

Auf einem Hügel, von dem aus man das ganze weite Land und die zu Jordanien gehörenden gegenüberliegenden Berge bewundern kann, liegen das Gesundheitszentrum und die Volksschule. Auf dem Dach des Gesundheitszentrums erhebt sich ein eigenartiges Gerät: eine Warmwasseranlage durch Sonnenlicht. Eine kleine Ausstellung in der Schule läßt erkennen, wie die arabischen Kinder zu kunstgewerblichen Handarbeiten angeregt werden: eine handgezeichnete Karte von Israel mit arabischer Beschriftung beweist kartographisches Talent, Transparente mit Aussprüchen von *Theodor Herzl* und *David Ben Gurion* in arabischer Übersetzung lassen die Bemühung erkennen, der arabischen Kinderseele die Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens von Arabern und Juden einzuträufeln. Erst die Zukunft wird zeigen, ob die hier versuchte Kleinarbeit weltpolitische Früchte zeitigen kann.

Ich habe es mit Absicht vermieden, *Fares Chamdan* nach seinen politischen Ansichten zu fragen. Er ist sicher ein Mann guten Willens, der aus der gegebenen Situation das Beste für die Seinen herauszuholen bemüht ist.

Dokumentation über das arabische Frauenproblem in Israel fand sich kürzlich in der englischen Tageszeitung Israels, der «Jerusalem-Post». Anders als in den arabischen Ländern, in denen der Islam die Frauen in Unfreiheit hält, findet das arabisch-muselmanische Mädchen in Israel eine Welt voll neuer Möglichkeiten. Im Palästina der Zeit bis zum Ende des ersten Weltkrieges gingen die arabischen Frauen – mit Ausnahme derer aus den wenigen verwestlichten Familien – nicht einmal auf den Markt einkaufen. Denn ihre Ehegatten vertrauten ihnen weder Geld an, noch nahmen sie an, daß sie rechnen könnten; die Frauen selber waren auch unfähig, die Aufschriften über den Waren zu lesen, die sie eventuell hätten einkaufen wollen. Während der britischen Mandatszeit (bis 1948) bahnte sich nur sehr langsam ein Emanzipationsprozeß an. Schulen waren da; aber in den Dörfern gab es nicht genug Anwärterinnen auf die Schulbildung, um besondere Klassen für junge Mädchen zu eröffnen – und die muselmanische Tradition verbot jede Art von Koedukation. In den Marktflecken und Städten wurden die muselmanischen Mädchen zwar einige Jahre lang auf die Schule geschickt, aber nur selten beendeten sie ihre Studien. Die Zahl mohammedanischer Mädchen, die die Sekundarschule oder eine höhere Schule wirklich absolviert hatten, war minimal; es fehlte auch an Lehrern für sie. Die Unwissenheit machte die Frauen von ihren Vätern, Brüdern und Ehegatten vollkommen abhängig, sie konnten sich nicht verteidigen und wurden dementsprechend ausgezütet.

Seit fast zehn Jahren werden in Israel die arabischen Mädchen mit den Knaben zusammen unterrichtet. Die Mädchen werden, falls die Eltern es so wünschen, zusammen auf eine Seite des Schulzimmers gesetzt. Sie lernen lesen, und sie lernen als junge Mädchen die Rechte und die Pflichten der «neuen arabischen Frau» kennen. In der Schule werden die Mädchen genau so wie die Knaben behandelt. Sie gewinnen dadurch ein Selbstvertrauen, das sie vorher nie kannten – und sie erwerben sich damit auch innerhalb der Familie Respekt. Im allgemeinen verlassen die Mädchen immerhin schon im Alter von 12 Jahren die Schule, weil ihre Eltern Angst haben, sie später mit gleichaltrigen 14- und 15jährigen Jungen zusammenkommen zu lassen. Wenn die Mädchen mit 12 Jahren bereits genügende elementare Kenntnisse besitzen, pflegen die israelischen Behörden in diesen Fällen die «Augen zu schließen».

In den Drusendörfern, wo nur Männer Unterricht in der Religion empfangen, ist die Sitte noch strenger. Das erste Drusenmädchen, das im Staate Israel die Schule zu Daliat am Berge Carmel besucht hat, wurde «der Professor» genannt – und die Nachbarn warteten ihren Vater, sie werde wohl niemals einen Mann bekommen. Sie ihrerseits drohte ihrem Vater, ihren jüdischen Freunden in Haifa zu berichten, er sei kein Demokrat, wenn er sie prügle, um sie zu zwingen, einen Nachbarn zu heiraten, den sie nicht liebe. Sie teilte auch mit, sie werde einen ihrer jungen Vettern heiraten, sobald sie ihren Militärdienst in der israelischen Armee absolviert habe. Die junge irakische Jüdin Nuzha, die die Abteilung «Arabische Frauenerziehung» in der Zentralgewerkschaft (Histadruth) leitet, hat die Geschichte dieser jungen Drusin mit einem wirklichen Film verglichen. Nuzha kennt alle jungen arabischen Mädchen in Israel, die sich materiell oder geistig emanzipieren wollen, persönlich.

Früher konnte eine junge Araberin, die kühn genug war, sich ihr Leben selbst zu verdienen, nur den Beruf der Erzieherin wählen. Heute finden alle, denen ihre Familien gestatten, das Dorf zu verlassen, ganz neue Möglichkeiten. Einige Araberinnen absolvierten Krankenpflegerinnenkurse in Haifa und Nazareth und arbeiten in großen Spitälern. Viele vervollkommen sich im Nähen und im Sticken. Zwei Araberinnen besuchen die Landwirtschaftliche Schule von Chedera; manche studieren «Coiffeuse». In Nazareth gibt es einen literarisch-dramatischen Klub, der vom Arbeiterinnen-Rat der Histadruth geleitet wird. Hierher kommen interessante israelische Frauen des öffentli-

chen Lebens und der Politik, um Vorträge zu halten; desgleichen werden Theaterstücke aufgeführt, die soziale Probleme enthalten usw. Männer sind in diesem Klub nicht zugelassen. Die jungen Mohammedanerinnen nehmen an diesem Klub lebhaften Anteil. Seitens der alten arabischen Generation gibt es Widerstand: sie spürt, daß ihre absolute Autorität zu Ende geht – und kritisiert darum die «Amerikanisierung». Aber die jungen Araber, die die Universität besuchten, sagen es offen heraus, daß sie keine Frauen heiraten wollen, mit denen sie keine Möglichkeit haben, sich zu unterhalten. Sie wünschen keine Sklavinnen, sondern Frauen nach Art der jungen jüdischen Mädchen, wie sie sie auf der Universität in Jerusalem kennen lernen – wirkliche Gefährtinnen für das schwere Leben in dieser Zeit.

Man kann heute bereits sagen, daß eine kleine Gruppe muselmanischer Mädchen in Israel nicht mehr freiwillig auf ihre Rechte verzichten würde. Langsam bilden sich kleine Stützpunkte arabischer Mädchen, die Israel aus dem Blickfeld betrachten, daß es ihnen ein neues und besseres Leben für die Zukunft biete.

Die Schwierigkeiten der Jugend

Die nachfolgenden Ausführungen von Abdul Azizi Zu'bi über die Probleme der arabischen Jugend in Israel fanden sich in der in Tel Aviv erscheinenden Monatszeitschrift «New Outlook». Der Verfasser lebt in Nazareth. Er gehört zu einer angesehenen moslemischen Familie, befand sich unter den Organisatoren der im September vor zwei Jahren in Haifa durchgeführten «Arabisch-jüdischen Konferenz für Frieden und Gleichheit» und steht als Sekretär der «Arabisch-jüdischen Vereinigung» auf dem Boden der Bemühungen um eine friedliche Eingliederung der moslemischen Minderheit in den israelischen Staat:

«Seit gestern ist mein Kind nicht nach Hause gekommen. Im Jahre 1956 sagten es Hunderte arabische Mütter, und wer weiß, wie vielen von ihnen es gegeben sein wird, ihre Söhne je wiederzusehen? Die arabische Minorität in Israel leidet unter der Tragödie der ständigen – illegalen – Flucht ihrer Jugend in die arabischen Nachbarstaaten. Der Grund dafür ist in der anormalen Situation zu suchen, in der sich diese Jugend befindet. Manchmal bleiben die jungen Araber jenseits der Grenze bei Verwandten, manchmal werden sie per Schub ins Land zurückgebracht und vom Gericht zu Gefängnisstrafen verurteilt. Ein Viertel von ihnen hat das 15. Lebensjahr im statistischen Durchschnitt noch nicht erreicht, weniger als die Hälfte sind Burschen – und auch Mädchen – zwischen 15 und 20 Jahren; der Rest ist älter.

Sie verlassen das elterliche Heim im Bewußtsein all der damit verbundenen Gefahren, gewöhnlich nach Monaten der Überlegung und Vorbereitung. Jahrelang haben sie sich oft genug mit diesem Gedanken getragen und langsam daran gewöhnt, obwohl sie wissen, daß sie in keine Verhältnisse kommen, die ein Zuckerlecken sind und stets auch damit rechnen müssen, bei einer Ausweisung zurück nach Israel, so wie es manchmal geschehen ist, als Spione zugunsten der arabischen Staaten unter Anklage gestellt zu werden.

Hin und wieder mag es sein, daß sie außer Landes flüchten, weil sie infolge irgendwelcher 'Geschichten' aus der Schule gejagt wurden oder in Abschlußprüfungen durchgefallen sind. Sie sind wie alle Halbwüchsigen eben manchmal gutes, manchmal schlechtes Menschenmaterial, wie es gerade kommt. Aber von ihren Altersgefährten draußen in der Welt unterscheiden sie sich grundsätzlich dadurch, daß sie sich zu Hause nicht glücklich fühlen und nicht von einer Lebenszukunft träumen können. Daher finden sie in der Illusion ganz anderer Träume eine Art Ersatz.

Psychologische und ebenso körperliche Befriedigung in Sport, anderen Übungen, Klassenausflügen (denen vorliegendenfalls die von der Militärverwaltung in den arabischen Wohn-

bezirken bekanntlich verhängte Beschränkung der Bewegungsfreiheit gegenübersteht), all das geht der arabischen Jugend in Israel weitgehend ab und dauernd fragt sie sich, warum es so sei. Auch was sie in der Schule lernt, entspricht ihren volksgegebenen Interessen nur unvollkommen – auch hier spürt sie ein Vakuum.

Selbstverständlich, die Behörden des Unterrichtsministeriums können dieses Vakuum in der nun einmal gegebenen komplizierten politischen Situation nicht ohne große Schwierigkeiten füllen: Israel lebt mit den arabischen Ländern nicht in Frieden, und die nationalistische Befreiungsbewegung der Juden steht bekanntlich nicht im Einklang mit dem arabischen Nationalismus. Jungen Arabern bleibt unter diesen Umständen nur die Wahl zwischen extremer Assimilation an ihre jüdische Umwelt oder fanatischem Chauvinismus. Beides schädigt hier im Lande sowohl die jüdische Bevölkerungsmehrheit wie die arabische Minorität. Viel zu wenig wird versucht, einen besseren, dritten Weg zu finden. Nach dem Schulunterricht wissen die jungen Araber nicht, was sie mit ihrer Freizeit anstellen sollen, wenn von einigen Klubs der Boy Scouts abgesehen wird. Die Schuld daran trägt im übrigen mindestens so wie das Unterrichtsministerium die arabische Lehrerschaft, die sich nicht dafür interessiert, was ihre Schutzbefohlenen in der Freizeit tun und lassen.

So geschieht es denn, daß sich arabische Jungens hilfesuchend an ihre Eltern wenden, wenn sie die Schule verlassen. Die Eltern haben ihre eigenen Sorgen, sind vielleicht verbittert und beeinflussen ihre Kinder mit dieser Verbitterung. Infolgedessen flammen die Affekte der Ablehnung auf, denen solche Kinder in ihren Schulklassen ausgesetzt waren. Auch ereignet es sich nicht selten, daß die Söhne vorzeitig, ein Jahr oder zwei Jahre vor den Abschlußprüfungen, aus der Mittelschule ausscheiden, weil die Väter das Schulgeld nicht mehr aufbringen.

Ob diese jungen Araber ihre Schule nun bis zum Schluß durchgemacht haben oder nicht: in beiden Fällen stehen sie, sobald sie ins Leben hinaustreten, unmittelbar der Frage des Broterwerbs gegenüber. Stammen sie aus bäuerlichen Familien, ist das im allgemeinen kein Problem. Leben die Eltern in den Städten der Minderheitsbezirke oder kommen die Söhne für eine Arbeit als landwirtschaftliche Schüler oder dergleichen nicht in Frage, entstehen die Schwierigkeiten. Mag sein, sie verdingen sich als Lehrlinge bei Handwerkern – und werden schmählich ausgenutzt, weil der halbwüchsige Araber in solchen Betrieben des Schutzes der Histadruth beziehungsweise der organisierten Arbeiterjugend ermangelt. So werden dann oft aus ihnen ‚Schwarzarbeiter‘. Sie verdienen sich ihre paar Pfund als Tellerwäscher usw. in Cafés oder Restaurants Haifas und Tel Avivs, vergessen bald, was sie auf der Schulbank gelernt haben und geben das bisschen Geld fürs Kino oder für andere übliche städtische Vergnügungen aus, ohne daran denken zu können, sich finanziell auf die Gründung eigener Familien vorzubereiten. Es sei denn, sie lehnen diese Notlösung ab und beschließen, ihr Glück in Jordanien oder anderwärts in einem Nachbarland zu versuchen.

Hinzu kommt, daß das System des Schulunterrichts im arabischen Sektor noch zu wünschen übrig läßt. Infolgedessen entsprechen die Abschlußprüfungen dem, was in den Schulklassen gelehrt worden ist, so wenig, daß beispielsweise im Jahre 1956 von 172 arabischen Mittelschulabsolventen 30 völlig durchfielen und andere 30 teilweise. Aus Furcht davor oder aber auch weil sie wissen, daß sie nachher weder als Lehrer noch als Beamte ihren Weg machen können, suchen nicht wenige schon vor dem Examen das Weite über die Grenze. Gewiß, wer von ihnen die Prüfung besteht und über einen entsprechenden väterlichen Monatswechsel verfügt, ist an sich in der Lage, auf die Jerusalemer Universität oder ins Haifaer Technikum zu gehen und hat nach Studienabschluß grundsätzlich die Möglichkeit, als Schullehrer, auch als Regierungsbeamter oder in der Privatindustrie unterzukommen. Aber es handelt sich hier regelmäßig nur um einen kleinen Teil derer, die aus den Mittelschulen hervorgegangen sind, und der grundsätzlichen Chance entspricht in der Regel die praktische Wahr-

scheinlichkeit keineswegs. Ja, erst dann beginnt der Ernst des Lebens für diese Menschen. Juden dieser Altersgruppe gehen bekanntlich zweieinhalb Jahre zur Armee und nehmen dort häufig genug an Ausbildungskursen teil, die so schulen, daß ihnen hinterher im Grunde alle Türen offen stehen. Ihren arabischen Altersgenossen ist der jüdische Arbeitsmarkt praktisch verschlossen, wenn sie – selbst mit Hochschuldiplomen in der Tasche – nach entsprechenden Stellungen Ausschau halten. Weder können sie in Haifa, Tel Aviv usw. als Buchhalter in jüdischen Firmen Arbeit finden, noch beispielsweise in den Versicherungsgesellschaften des Landes oder in den Wirtschaftsinstitutionen der Histadruth. Dieselben Vermarktungsfirmen des Kollektivsektors, die den Absatz arabischer Landwirtschaftsprodukte vermitteln, dieselben Banken, mit denen die Araber arbeiten, tragen in keiner Weise dazu bei, jungen arabischen Intellektuellen einen Start zur Eingliederung in den Wirtschaftsprozeß des jüdischen Staates zu geben. Gewiß, Subaltern-Beamte können diese Leute werden und auch Lehrer, aber dann nur undiplomierte Lehrer, was beiläufig ein Grund für das schlechte Niveau der arabischen Schulen ist. In Regierungsdiensten befinden sich unter insgesamt 30000 Lohnempfängern nur 300 Araber (1%), während die arabische Minderheit zehnmal so groß ist.

Allerdings – einen Teil der Schuld trägt der arabische Nachwuchs selber, weil viele dieser jungen Menschen sich für zu gut halten, in ihr Heimatdorf zurückzukehren und den im väterlichen Besitz befindlichen Boden zu bearbeiten. Andererseits, warum sollen sie es tun, wenn sie vorher keine Gelegenheit hatten, sich auf einer Landwirtschaftsschule mit den modernen Methoden der Bodenkultur vertraut zu machen, während sie mit ihrer guten, inzwischen erlangten Durchschnittsbildung wissen, wie wichtig diese Kenntnisse sind? Man kann es ihnen im Grunde nicht verübeln, daß sie nicht so fortfahren wollen, wie es bei ihren fellachischen Vätern seit 2000 Jahren die Regel war.

Das Unterrichtsministerium sollte den Lehrgang an den arabischen Schulen revolutionieren. Schon auf diesen Schulen sollten die heranwachsenden Kinder in Vorbereitungskursen auf die Fächer des Maschinenbaus, des Baugewerbes hingelenkt werden; Handelsschulen sollten in Städten wie Nazareth und Schafr Am eröffnet werden und den Schülern der beiden letzten Oberklassen zur Ergänzung des Schulunterrichts bereits offen stehen; in den arabischen Mittelschulen sollte dort, wo sie in ländlichen Bezirken bestehen, Landwirtschaftskunde gelehrt werden. Das Arbeitsministerium eröffnete vor drei Jahren eine Handelsschule in Nazareth, aber in zu engem Unterrichtsrahmen. Auch die Zahl arabischer Jugendlicher an der Kadurischule für Landwirtschaft ist stets zu eingeschränkt.

Mit solchen Neuerungen wäre immerhin ein erster Schritt getan. Entscheidend wäre es, den jungen Arabern freien, ungehinderten Zutritt zu den Arbeitsplätzen sowohl im privaten wie im kollektiven Sektor und auch in der öffentlichen Beamtenenschaft zu geben. Dazu wäre freilich Voraussetzung, daß diejenigen Teile der israelischen Öffentlichkeit mehr Verständnis für das hier behandelte Problem gewinnen, die bisher nur mangelhaft bereit waren, die Araber in das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben Israels einzuschmelzen. Erst dann wird der Tendenz zur Auswanderung arabischer Jugendlicher ein Riegel vorgeschoben werden. Und das ist sowohl deshalb aufs höchste zu wünschen, weil diese Emigration der arabischen Minorität Abbruch tut, wie auch deshalb, weil die Auswanderer, erbittert wie sie sind, dem so vitalen Interesse dieses Landes, zu Verständnis und Frieden mit den Nachbarländern zu gelangen, entgegenwirken.»

Die Stimme Abdul Azizi Zu'bis wird in Israel ohne Zweifel von den Verantwortlichen gehört und nach Möglichkeit beachtet werden. Alles im Pionierstaat Israel Anno x ist noch schwer und kompliziert; zahlreiche innerjüdische Probleme sind noch ungelöst; und so wird es den Beschauer kaum Wunder nehmen, daß auf dem Gebiet der Befriedung der arabischen Minorität im Lande noch sehr viel zu tun übrig bleibt.

Dr. Franz Glaser

Zwischenakt oder Tor zur Freiheit?

Die Volksrevolution gegen den Diktator Pérez Jimenez vom Januar und der Empfang, der dem Vize-Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Caracas bereitet wurde, haben die Aufmerksamkeit der internationalen Öffentlichkeit von neuem auf eines der bedeutenderen Länder Südamerikas gelenkt. – Es ist im Zwielficht der jetzigen Lage fast unmöglich, ein Urteil zu fällen: Nach den einen ist dieses Zwielficht die verheißungsvolle Morgenröte eines echten demokratischen Zusammenlebens, nach den andern künden sich bereits die Wolken einer neuen Diktatur an. Wir wollen versuchen, in skizzenhaften Strichen einiges zur Lage zu sagen.

Die Schatten der Diktatur

Aufs Ganze gesehen wird man kaum sagen können, daß Venezuela trotz seiner republikanischen Staatsform nach der Befreiung von der spanischen Herrschaft eine demokratische Tradition gebildet hätte (in dieser Hinsicht ähnelt es fast allen Republiken Südamerikas).

Von 1944–1948 regierte die sogenannte *Acción Democrática*, eine Partei, die man wohl richtiger als Titoismus denn als Sozialismus bezeichnet, da sie zur extremen Linken hinneigte. Ihr Hauptvertreter und zugleich Staatspräsident war Rómulo Betancourt. Gegen diese Regierung erhoben sich im Jahre 1948 die Militärkreise, wobei schon damals Pérez Jimenez eine bedeutende Rolle spielte. Seit 1950 beherrschte er das Land als Diktator.

Venezuela ist ein Land mit überwiegend kreolischer Bevölkerung (Abkömmlinge der spanischen Einwanderer); das indianische Element hat zahlenmäßig nicht denselben Einfluß wie zum Beispiel in Bolivien, Peru oder Paraguay, ist aber stärker als zum Beispiel in Argentinien oder Chile. Dazu kommt die schwarze Bevölkerung, Nachfahren der einstigen aus Afrika von den Spaniern eingeführten Negersklaven.

Das Land ist, wie nicht wenige Staaten dieses Kontinents, reich an Mineralien, an Öl und an verschiedenen Naturerzeugnissen. Nordamerikanische Trusts haben denn auch an deren Erschließung regen Anteil genommen, besonders an den Ölquellen im Maracaibosee (es sollen über drei Milliarden Dollar im Land investiert sein).

Man kann nun nicht einfach, wie es da und dort nach der Revolution geschah, Pérez Jimenez als einen unfähigen Staatsmann bezeichnen. Er hat es verstanden, von den nordamerikanischen Trusts erhebliche Beiträge für sein Land zu erhalten. Es mag richtig sein, daß die wirtschaftliche Garantie des Landes allzu sehr nur auf dem Petroleum aufgebaut ist. Aber unzweifelhaft bestand die Tendenz, diese Einseitigkeit nach und nach zu beseitigen: «sembrar el petróleo», «Petrol säen», war der gangbare Ausdruck seiner Wirtschaftsexperten. Mit andern Worten, man wollte die reichen Einnahmen aus der Petroleumindustrie dem Land zugänglich machen. Tatsächlich wurde der Aufbau von chemischen Fabriken, Stauanlagen und vor allem von Autostraßen gefördert, ebenso die Errichtung großer Gebäude, vor allem für den Staat, aber auch (vorwiegend in Caracas) Wohnblocks für die Bevölkerung.

Aber die Unterdrückung aller politischen Parteien, die Einmischung in die Verwaltung der Universitäten, die sehr scharf gehandhabte Pressezensur, das Verbot fast aller Studenten- und Arbeiterorganisationen, riefen eine immer mehr wachsende Unzufriedenheit hervor. Nicht wenig trug dazu die Einwanderungspolitik der Regierung bei, welche vor allem Italiener und Portugiesen in großer Zahl als Arbeitskräfte ins Land zog. Denn zu gleicher Zeit war ein Teil der einheimischen Arbeiter ganz oder teilweise arbeitslos.¹

Die dem Diktator gefügige Polizei, die sogenannte «Seguridad Nacional», war wegen ihrer Torturen gefürchtet und berüchtigt. Sie wurde allerdings nicht von Pérez Jimenez gegründet, sondern war von Betancourt, dem Haupt der *Acción Democrática* ins Leben gerufen worden.

¹ Es ist nicht zu leugnen, daß man die Einwanderer nicht stets so siebte, wie es wünschenswert gewesen wäre, ebenso, daß der einheimische Arbeiter es verdient, nicht nur geschützt, sondern im Rahmen des Möglichen bevorzugt zu werden. – Andererseits ist nicht zu leugnen, daß Arbeitswille und technische Ausbildung nicht bei allen einheimischen Arbeitskräften in gleichem Maß vorhanden sind, was eine Vorbedingung für die wirtschaftliche Erschließung des Landes ist.

Vor allem herrschte in der Verwaltung der Staatsfinanzen eine sich immer mehr steigende Korruption,² wobei der Präsident die Offiziere der Armee durch hohe Gehälter und andere Vorteile an sich zu binden versuchte. Die hohen Einnahmen, besonders aus der Petroleumindustrie, kamen nicht dem Volk zugute, oder dann nur auf indirektem Weg. Wie wir aus zuverlässiger Quelle vernehmen, waren die Unternehmer, welche sich an den Straßenbauten und der Errichtung der Gebäude beteiligten, zum größten Teil nichts anderes als Strohmänner für die Regierungskreise, welche also auch auf diese Weise ihre Einnahmen vergrößerten.

Besonders das Gesundheits- und Erziehungswesen wurde fast ganz vernachlässigt. Zwar enthält das venezolanische Erziehungsgesetz beherzigenswerte Vorschläge, ja es zeigt sogar Entgegenkommen für die Privatschulen, wenn es zum Beispiel im Artikel 114 heißt: «Der Staat soll die private Erziehung fördern, indem er ihr in der Form, die als zulässig erscheint, moralische, materielle und technische Unterstützung gewährt.» Tatsächlich aber wurde für Erziehung und Schulwesen – besonders im Verhältnis zu den großen Staatseinnahmen – sehr wenig getan. Nach den von der Unesco veröffentlichten Statistiken wandte Venezuela nur 6,23% der Staatseinnahmen für Schulzwecke auf, während zum Teil wirtschaftlich schwächere Staaten des Kontinents viel mehr leisteten (so z. B. Chile 13,8%, Costa Rica 19,25%, Panama 20,96%, Kuba [auch Diktatur] 23,00%). Hingegen ist anzuerkennen, daß in der letzten Zeit vor dem Umsturz versucht wurde, das Gefängniswesen zu heben (aber nur, was die staatlichen Gefängnisse und nicht diejenigen der Seguridad Nacional betraf).

Das Fanal der Freiheit

Als der Diktator im Dezember 1957 versuchte, durch eine Scheinabstimmung die Gewalt in der Hand zu behalten, wurde die Unzufriedenheit besonders stark. Es wurde keine Wahlpropaganda gestattet, die Wahlurnen mußten aus den Provinzen versiegelt nach Caracas gebracht werden, was denn auch eine überwältigende Mehrheit für den Präsidenten zur Folge hatte, die aber keineswegs dem Fühlen des Volkes entsprach.

Am 1. Januar brach wenige Stunden nach der Neujahrsrede des Präsidenten im hauptsächlichsten Militärstützpunkt des Landes, Maracay, eine Revolte aus, welche aber erstickt wurde. – Sie hatte aber eine sofortige Regierungsumbildung unter dem Druck des Militärs zur Folge, unter anderem wurde auch der berüchtigte Chef der Seguridad Nacional, Estrada, des Landes verwiesen.

Der am 21. Januar ausbrechende Generalstreik war das Zeichen zur allgemeinen Erhebung. Trotzdem die Seguridad Nacional die Erhebung blutig zu unterdrücken versuchte, gelang die Revolution, wobei das ganze Volk, besonders auch Arbeiter und Studenten, mitmachten. Diese Revolution war nicht eine der in diesem Kontinent üblichen, wobei Offiziere oder politische Gruppen mit deren Hilfe versuchen, eine Änderung herbeizuführen, um den Rahm aus den Staatskassen abzuschöpfen, sondern es handelte sich um eine wirkliche Volksbe-

² Es wird den USA vorgeworfen (nicht nur im Fall Venezuela), daß sie die südamerikanischen Diktaturen unterstützt hätten. Nun hatten die USA nicht bei allen politischen Maßnahmen in Südamerika eine glückliche Hand, andererseits wäre ihnen auch im umgekehrten Fall politische Einmischung vorgeworfen worden.

Manche Staaten beschuldigen die USA, auch in ihrer Wirtschaftspolitik bei Anleihen eher die private Industrie als die des Staates zu unterstützen. Aber vielleicht sind die USA der Auffassung, daß nicht alle Staaten (oder Regierungen) die ihnen anvertrauten Gelder in sachgemäßer Weise anzulegen und zu verwalten wissen, und bevorzugen deshalb private Unternehmungen.

Auf jeden Fall wäre es für die wirtschaftliche Entwicklung Venezuelas wünschenswert, daß der Staat nicht zu ausschließlich die Industrialisierung des Landes und dessen Aufbau betriebe, sondern daß er die Mitarbeit der privaten Initiative zu schätzen weiß.

wegung. Auf Seiten des Militärs war der Konteradmiral Isaac Larrazabal der Führer des Widerstandes gegen den Diktator, welchem Gelegenheit gegeben wurde, auf dem bereitgestellten Flugzeug ins Ausland zu fliehen. Es fehlte nicht an Ausschreitungen, aber die neue Regierung setzte diese offenbar auf das Konto der in den ersten Tagen begreiflichen, wenn auch etwas überschäumenden Begeisterung über die an sich berechtigzte Volkserhebung, in der Hoffnung, daß die Wogen hernach sich schon wieder glätten würden.

Die Regierung wird durch die sogenannte «Junta Militar» gebildet, an deren Spitze Konteradmiral Larrazabal steht (wie man hört, ein ehrenhafter Mann und Katholik), wobei das Militär großen Einfluß hat. Die Zusammensetzung der Junta wurde nach wenigen Tagen etwas geändert und es ist möglich, daß in nicht ferner Zukunft weitere Änderungen bevorstehen. Neben der «Junta Militar» besteht eine andere, aus Repräsentanten der Bevölkerung gebildete, welche sich im «Untergrund», also in der Vorbereitung der Revolution, bemerkbar gemacht hatte. Diese Junta hat zwar keine Regierungskompetenzen, ist aber offensichtlich bestrebt, ihren Einfluß auf die Junta Militar geltend zu machen.

Wenige Tage nach der Revolution gab die Militärregierung bekannt, sie wolle so bald als möglich freie Wahlen abhalten lassen, sie betrachte sich lediglich als Zwischenregierung und wolle alles tun, um das Staatsschiff in demokratische Bahnen zu lenken.

Morgenröte der Demokratie?

Die Parteien

Unter den Parteien tun sich vor allem vier hervor: Da ist einmal die oben erwähnte *Acción Democrática*, welche früher durch ihr nicht gerade demokratisches Gebaren und durch ihren Polizeiterror nicht überall in Ansehen stand, die aber, weil sie sich als Partei der arbeitenden Klassen ausgab, viele Anhänger hatte, besonders unter den breiten Massen, zum Teil aber auch im Bürgertum. Es ist möglich, daß die Übergriffe der Regierung von Pérez Jimenez, welche noch in frischer Erinnerung des Volkes sind, die negativen Seiten der *Acción Democrática* etwas in Vergessenheit geraten ließen. Und, insoweit dies nicht der Fall ist, glauben andere, daß die stark marxistische Tendenz in Doktrin und Methode zu den «Kinderkrankheiten» gehörte, die jetzt überwunden seien, so daß sie nun lediglich eine Partei des sozialen Fortschritts wäre. – Wir wagen nicht, uns diesem Optimismus hinzugeben, und glauben, daß solche Meinungen zum Teil auf der augenblicklichen Taktik ihrer Führer, zum Teil auf Unwissenheit und Mangel an politischem Urteil beruhen.

Wie in andern Staaten Südamerikas, so hat die christlich-soziale Bewegung auch in Venezuela Fuss gefasst, welche sich hierzulande COPEI nennt. Sie hat in Dr. Rafael Caldera einen hervorragenden Führer, dessen Bedeutung und allgemein angesehene Stellung die Tatsache beleuchtet, dass er auch von andern Parteien als Präsidentschaftskandidat in Aussicht genommen worden war, falls freie Wahlen im Dezember stattgefunden hätten. Wenn wir richtig unterrichtet sind, so hat die COPEI vor allem in Caracas tüchtige Politiker zur Verfügung, während die Parteikaders in der einen oder andern Provinz zu wünschen übrig lassen. – Leider ist es dieser Partei bisher nicht gelungen, in breiteren Volksmassen, welche eher der *Acción Democrática* und deren demagogischen Versprechungen zuneigen, Fuss zu fassen. Sie mag wohl in Zukunft ihre Chancen verbessern, wird aber in nächster Zukunft zum mindesten zahlenmäßig nicht stark in die Waagschale fallen.

Es besteht dann noch die URD (*Unión Republicana Democrática*), eine kleine Partei, die vor allem im Bürgertum (soweit man hierzulande von «Bürgertum» sprechen kann) fußt, mit einer Tendenz, die man etwa als linksliberal bezeichnen kann.

Die *Kommunisten* haben sich ebenfalls in Venezuela als Partei organisiert. Nach dem, was man hierzulande hört, sollen sie nicht über hervorragende Kräfte verfügen, wenigstens nicht für den Augenblick. Wir glauben auch nicht, daß die Kommu-

nisten eine unmittelbare Gefahr bilden. Wir betrachten die *Acción Democrática* mit ihrer extrem marxistischen Anschauung und ihrer religionsfeindlichen Haltung als die augenblicklich größere Gefahr.

Der «Waffenstillstand» der Parteien

Schon bei der Vorbereitung der Revolution wurde die Frage der «tregua política», des politischen «Waffenstillstands» erörtert. Dieser ist ohne Zweifel ein Gebot der Stunde, um dem Land nach dem Sturz der Diktatur eine Zeit möglichst ungestörter Ruhe zu verschaffen. Und man kann wohl sagen, daß er sich bisher wohltuend ausgewirkt hat. Es ist aber nicht unmöglich, daß bei manchen auch taktische Gründe dabei mitgewirkt haben (vielleicht sogar an erster Stelle). Die Parteien müssen sich zuerst konsolidieren. Besonders in der *Acción Democrática* sind Spannungen eingetreten, zu deren Beilegung die «tregua» nur beitragen kann, um sich mit größerer Geschlossenheit der kommenden Auseinandersetzung zu stellen.

Dieser Waffenstillstand ist natürlich – ebenso wie die Existenz der Junta Militar – als provisorische Zwischenlösung gedacht. Was die Zukunft bringt, ist ungewiß. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Waffenstillstand vielleicht früher beendet wird, als es beabsichtigt ist.³

Aussichten für die Zukunft

Wie schon erwähnt, war die Revolution eine Volksbewegung, wobei vielen in ehrlicher Weise das Ideal einer wahren Demokratie vorschwebte. Aber nachdem der erste Freiheitsrausch vorbei ist, fragen sich manche, ob das Volk im Ganzen für eine Demokratie vorbereitet ist. Zwar wird das in vielen Kundgebungen, besonders von seiten der Regierung und der positiven Kräfte bejaht, die «politische Reife» des Volkes wird vorausgesetzt und wohl noch mehr wird an sie appelliert.

Vielleicht kann der vor wenigen Tagen stattgefundene Besuch des Vizepräsidenten Nixon etwas Licht auf diese Frage werfen. (Wir können die bekannten Tatsachen voraussetzen.) Es sei auch mit allem Nachdruck gesagt, daß weite Kreise die Art, wie Nixon von seinen Gegnern empfangen wurde, verurteilten. Präsident Larrazabal kommentierte das Vorgefallene unter anderem in folgender Weise: «Ich bin betrübt, und ich glaube, Ihr seid es auch ... Ich hätte nie gedacht, daß so etwas vorkommen könnte ... Es gibt jemand, der diese Bübchen (muchachitos) aufhetzt und sie als Werkzeuge gebraucht, um Unordnung zu stiften.» Diese im Mund eines Staatsmannes etwas resigniert-melancholische Feststellung – so scheint uns – deutet an, daß sogar an verantwortlicher Stelle die Lage recht optimistisch beurteilt wurde. Die Rolle der Regierung besteht doch eben darin, mit allen Eventualitäten zu rechnen und entsprechende Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. – In der gleichen Pressekonferenz fügte der Präsident hinzu: «Es gibt Leute, die glauben, man müsse mit dem Buschmesser regieren, andere meinen, wir seien zu schwach; was mich betrifft, so würde ich nie einen Venezolaner töten.» Diese Worte ehren gewiß die vornehmen Absichten des Präsidenten der Junta Militar. Aber es hat schon Fälle in der Geschichte gegeben, wo falsches Mitleid mit einem einzelnen verbrecherischen Störer der öffentlichen Ordnung ein ganzes Land in Unordnung und Bürgerkrieg stürzte. Rechtzeitiges Einschreiten gegen staatsfeindliche Elemente hätte größeres Blutvergießen verhindern können.

Außerdem scheint uns eine Tatsache bemerkenswert: Bei den Vorfällen wären sehr zahlreiche Studenten vertreten.

³ Was die Presse betrifft, so hat sie sich hierzulande (besonders die hauptsächlichen Zeitungen) eine angesehene Stellung erobert. Sie arbeitet auch im allgemeinen bis jetzt daran, die «tregua política» zu beobachten. Was die eigentliche Presse-moral betrifft, oder wenigstens die «fairness», so könnte diese ab und zu wohl noch mehr gefördert werden. So erschien zum Beispiel im Januar im «Universal» eine recht abschätzige und oberflächliche Beurteilung über die Schweizer mit sachlichen Unrichtigkeiten. Wir wissen, daß versucht wurde, in höflicher und ruhiger Weise in derselben Zeitung darauf zu antworten, was aber bis heute nicht gelang.

«La Religión», die katholische Zeitung, bemerkt dazu (14.5.): «Das Steineschleudern ist Sache des ungeordneten Pöbels, aber nicht des Studenten, welcher die Intelligenz und die künftige Leitung des Landes in der Zukunft repräsentiert. Der Student, der eine so feige Haltung einnimmt, ist entweder kein Student, sondern gibt sich als solcher aus, oder er ist ein geschickt und verbrecherisch gehandhabtes Werkzeug feiger Individuen ..., welche die temperamentvolle Jugend aufhetzen ...» — Der Erziehungsminister, Dr. de Armas, richtete in vornehmer Sprache an die Studenten einen Aufruf, ihre Ideale der Freiheit nicht zu vergessen, und am Schluß sagt er: «Ich erlasse einen Aufruf an die Studenten, besonders an die Mittelschüler, damit sie sich durch dunkle Machenschaften nicht überraschen lassen.» Die Mittelschüler sind offenbar die von Larrazabal gemeinten «Bübchen». Es fehlt nicht an solchen, die meinen, daß in diesem Fall (besonders was die Mittelschüler betrifft) kräftigere Maßnahmen als nur ein «Aufruf» am Platz gewesen wären. — Der Mangel an Disziplin unter den Mittelschülern ist nicht selten. Die Ideen und Methoden Dewey's — in Nordamerika schon stark kritisiert — spuken hier noch in vielen Köpfen. Es wäre wohl angebracht, wenn die Mittelschüler in etwas eindringlicherer Weise dazu angehalten würden, ihren Studien nachzugehen, zum Wohl des Vaterlandes, statt sich aktiv mit Politik zu beschäftigen.

Wenn wir bedenken, daß nach neueren Statistiken der Unesco Venezuela noch fast 50% Kinder in schulpflichtigem Alter zählt, welche keine Schulen besuchen können (die tatsächliche Zahl der erwachsenen Analphabeten ist sicher grö-

ser)⁴, so kann man sich fragen, ob diese Analphabeten für eine Demokratie vorbereitet sind. Sollte sich bewahrheiten, daß bei den kommenden Wahlen auch Analphabeten, wie es schon früher der Fall war, wählen können (wie uns vor kurzem ein Staatsbeamter versicherte), so können unangenehme Überraschungen sich zeigen. So viel wir wissen, ist die Acción Democrática Befürworterin des allgemeinen Wahlrechts inklusive der Analphabeten.⁵

Die Rückkehr von Nixon zum Flugplatz wurde durch die Armee ohne Zwischenfall gesichert, wobei zehntausend Soldaten aufgeboten wurden. Wir möchten nicht so weit gehen und in dieser Tatsache ein Symbol für die Zukunft sehen, als ob eine Militärdiktatur in Aussicht wäre, wenn auch eine gemäßigte. Wir wollen vielmehr jenen beipflichten, welche hoffen, daß das Volk für eine Demokratie schon reif sei.

Daß in der Revolution vom Januar das Volk nicht (wie bisher fast stets in Südamerika) nur passiver Zuschauer war, kann jedenfalls als positives Zeichen gewertet werden. Das ganze Volk teilte diesmal das Ideal der Freiheit und kämpfte dafür. Ein zweiter Schritt muß nun folgen, der die berechtigte Begeisterung des Anfangs in den ruhigen Gang staatsbürgerlicher Tugenden führt!

-i-

⁴ In nicht wenigen südamerikanischen Ländern ist die Zahl der Analphabeten noch größer, so daß Venezuela trotzdem verhältnismäßig günstig abschneidet.

⁵ Ein beredtes Symbol für den sozialen Zustand des Landes sind nicht wenige der modernsten Wolkenkratzer in Caracas, welche sich unmittelbar neben unmenschlichen Elendsvierteln erheben.

Neuerscheinung

PAUL GAECHTER S. J.

PETRUS UND SEINE ZEIT

Neutestamentliche Studien

ca. 480 Seiten, Leinen ca. sFr. 20.50

Der bekannte Innsbrucker Exeget nimmt sich hier in der Erkenntnis, dass die erste Zeit der Kirchengeschichte — weil grundlegend — auch die eminent wichtige ist, einen exegetisch vernachlässigten Zeitabschnitt zur Bearbeitung vor. Er hebt aus dem fündigen Material interessante Details an Personen, Motiven, Zeitverhältnissen usw. heraus.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN

Bücher von Richard Gutzwiller

JESUS, DER MESSIAS

(Matthäus-Evangelium)

Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1949

383 Seiten, Fr. 17.50

DIE PARABELN DES HERRN

(Biblische Skizzen)

Kath. Bibelbewegung, 1951. 102 S., Fr. 2.50

Zu beziehen durch: Frl. Maria Groth,

Brandschenkesteig 12, Zürich 2

MEDITATIONEN ÜBER MATTHÄUS

1952, 2 Bände 256 / 255 Seiten, je Fr. 8.90

MEDITATIONEN ÜBER LUKAS

1954, 2 Bände 208 / 253 Seiten, je Fr. 8.90

MEDITATIONEN ÜBER JOHANNES

erscheinen 1958

Alle im Benziger-Verlag, Einsiedeln-Zürich-Köln

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Siubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicola da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.